

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen

Band: 49 (1978)

Heft: 6

Rubrik: Echo : Psychohygiene ist kein Konsumartikel : zum Vortrag "Das Heim in der Welt 'nackten Tatsachen'", erschienen im Fachblatt 1/1978

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Echo:

Psychohygiene ist kein Konsumartikel

Zum Vortrag «Das Heim in der Welt der ‚nackten Tatsachen‘», erschienen im Fachblatt 1/1978

Von Heinrich Althaus, Hölstein

Ihr Beitrag im VSA-Fachblatt 1/1978 hat mich direkt angesprochen. Da mich die darin aufgeworfene komplexe Problematik ausserordentlich interessiert und seit Jahren beschäftigt, möchte ich zu einigen Punkten Stellung nehmen. Es würde mich freuen, wenn mein Beitrag im Sinne einer Ergänzung zum Referat im VSA-Fachblatt aufgenommen würde. Ich stehe — wie Sie — unter dem Eindruck, «dass sich der Ruf der Heime insgesamt in der Öffentlichkeit nicht verbessert hat», erlebe jedoch auch, wie schwierig es sein kann, Vorschläge zu möglicher Verbesserung anzubringen und einen entsprechenden Beitrag praktisch leisten zu können.

Grundsätzlich stelle ich fest, dass eine gewisse Bereitschaft zur Verbesserung der Heimsituation durchaus gegeben ist. Einfach stellt sich hier nur die Frage, *wie* verbessert wird. Ihre Beantwortung wird schwieriger. Im grossen Ganzen dürfte es sich dabei um ein krampfhaftes und emsiges «Reparieren und Wundversorgen» von herkömmlichen Konzeptionen handeln und weniger um grundsätzliche Anpassungsversuche an eine merkbar veränderte Situation innerhalb des Heimwesens. Und eben hier dürfte zurzeit eine grosse Problematik liegen: Zuständige Behörden stehen unter massivem Druck, bestehende Institutionen, die den Anforderungen nicht mehr genügen, zu verbessern und kommen dabei nicht über punktuelle Veränderungen hinaus. Tatsächlich sind nicht punktuelle Verbesserungen, sondern eine Neustrukturierung des Heimwesens nötig. Nur qualitativ hochstehende Heime können heute voll belegt werden. Die für Heimplatzierungen zuständigen Amtspersonen bzw. Behörden nehmen Heimeinweisungen nur noch vor, wenn eine modernen Erkenntnissen gemässe und insbesondere eine den heutigen Gegebenheiten entsprechende Betreuung gewährleistet ist. Das quantitative Angebot an Heimplätzen in der Deutschschweiz könnte der Nachfrage genügen. Hingegen entspricht die Qualität der angebotenen Plätze nicht in jedem Fall den Wünschen. Es darf deshalb nicht verwundern, «dass sich der Ruf der Heime insgesamt in der Öffentlichkeit nicht verbessert . . .» haben kann.

Im Moment haben Heimleiter und -personal die ganze Last des vorliegenden Konfliktes praktisch allein zu tragen. Auch äusserster persönlicher Einsatz des Heimpersonals ändert nichts an der Tatsache, dass überzeugende Erfolge nur in Einzelfällen eintreten. So besteht akut Gefahr, dass das Heimpersonal Misserfolge sich selbst und nicht einer allgemein ungenügenden Situation zuschreibt und sich so schliesslich völlig überfordert fühlt. Vielleicht ist das *eine* mögliche Antwort auf die Frage, weshalb der Ruf nach «Psychohygiene» im Heim immer hörbarer wird.

Es liegt nahe, dass heute solchen Störungen mit psychohygienischen Massnahmen begegnet wird, zum Beispiel mittels Supervision (man beachte das stetig zunehmende Kursangebot!). Der Wert der Supervision soll hier nicht geschmälert werden, jedoch wird über solchen Massnahmen gerne vergessen, dass nicht Krankheitssymptome, sondern krankheitserregende Ursachen bekämpft werden sollten: Konflikte, die eigentlich intern beigelegt werden sollten, werden oft auf einen Supervisor abgewälzt.

Der immer dringender werdende Ruf nach Supervision in Heimen lässt vermuten, dass das seelische Gleichgewicht vieler Heimmitarbeiter tatsächlich bedroht, wenn nicht schon teilweise gestört ist.

Ich wehre mich aber gegen Psychohygiene als Konsumartikel; ich meine, Psychohygiene muss als integraler Teil der menschlichen Persönlichkeit in der Interaktion mit der Umwelt verstanden (und eben auch geachtet!) werden. So gesehen kann sie wohl kaum mehr als isolierter Bestandteil sowohl ausserhalb eines Individuums als auch ausserhalb eines Betriebes (besonders wie dem eines Heimes) institutionalisiert werden. Dies ist aber auch nicht nötig, wenn das Problem an den Wurzeln angegangen wird.

Ein Heimbetrieb ist ein gegen aussen offener, jedoch in sich selbständiger Organismus. Tritt darin eine Störung auf, so sucht man mit Vorteil die Ursache zuerst intern. Nur sollte dieser Organismus so konzipiert sein, dass ein interner «Fehler» auch von innen her angegangen werden kann. Hilfe von aussen sollte nur in Ausnahmefällen gesucht werden müssen. Wird die «Hilfe» von aussen zur Regel, so wäre dies vergleichbar einem wankenden Haus, das immer erneut von aussen mit Balken gestützt wird, dessen Grundmauern indessen gleichwohl nicht mehr tragen. Die Beziehung eines externen Supervisors trägt ohnehin die Gefahr in sich, dass Verzögerungen entstehen und Bagatellen ein Gewicht erhalten, das ihnen ursprünglich gar nicht zukommt. Lediglich durch verbesserte interne Bedingungen lässt sich eine Atmosphäre schaffen, in der eine gesunde Konfliktaustragung möglich wird. Störende Einflüsse von aussen sind mit einer solchen Verbesserung allerdings noch nicht bewältigt; hier könnte unter Umständen ein Supervisor gute Dienste leisten.

Da also «Psychohygiene» in bezug auf einen Heimbetrieb nicht hauptsächlich von aussen her beigezogen, aber auch nicht in einen Betrieb «eingepflanzt» werden kann, muss jedem darin lebenden Menschen die Möglichkeit geschaffen und der Freiraum belassen und zugestanden werden, den er für seine persönliche Psychohygiene benötigt!

Und eben hier sehe ich konkrete Möglichkeiten: Statt bloss Supervision (sei es einzeln oder in Gruppen) in einem Heim quasi zu «kaufen» (als eine von aussen kommende, stützende Hilfsmassnahme), schiene es mir als Garantie für Psychohygiene effektiver und auch logischer zugleich, tägliche Zusammenkünfte des Personals, die zeitlich klar begrenzt sind, zu ermöglichen. Hat jemand persönliche Schwierigkeiten oder bestehen interpersonelle Konflikte, kann bzw. soll man sich hier äussern, falls ein persönliches Bedürfnis dazu besteht. Die übrigen Mitarbeiter sind verpflichtet, ihrem Kollegen zu helfen, wenn nötig eben ganz konkret und praktisch. Denn nur Mitarbeiter, welche sicher sein können, dass ihnen bei Bedarf auch geholfen wird, sind in der Lage, anderen Mitmenschen auf die Dauer zu helfen. Natürlich ist es unumgänglich, dass sich sämtliche Mitarbeiter inklusive Heimleiter und Hauspersonal an diesen Zusammenkünften beteiligen können. Der eigentliche Unterschied zur Supervision ist offensichtlich der, dass die Mitarbeiter einander alle persönlich kennen, dass sie vor allem auch die spezielle Situation aus eigener emotionaler Erfahrung kennen, so dass auch die entsprechenden Hilfsangebote wirklich speziell auf die konkrete Situation zugeschnitten sind — dass man sich also soweit möglich selber hilft und sich nicht durch jemanden helfen lässt, den man persönlich nicht weiter kennt. Eine solche Möglichkeit vermag aber nicht zur Hilfe an einzelne Personen zu vermitteln, sondern auch eine Atmosphäre des Vertrauens, der Sicherheit und Geborgenheit zu schaffen — vorausgesetzt natürlich, dass jeder den andern in dessen Einmaligkeit und Persönlichkeit achtet. Ich wage zu behaupten, dass in einem solchen Heim das Problem mit dem Personalwechsel nicht mehr so gross sein dürfte und dass vielleicht Mitarbeiter tragfähiger und engagierter und Betreute womöglich «weniger schwierig» sein dürften. Die Betreuung der Insassen basiert so auf einer engen Zusammenarbeit, dem Miteinandersein und Füreinanderdasein der Mitarbeiter.

Damit wird der veränderten Situation des Heimwesens (andere, im allgemeinen viel schwierigere Klientele) bereits zu einem guten Teil Rechnung getragen. Sehr häufig sind in Heimen Kinder und Jugendliche heute nicht allein deswegen schwieriger, weil sie ausgeprägtere Verhaltensschwierigkeiten als früher aufweisen, sondern deswegen, weil die massiveren Verhaltensschwierigkeiten durch meist viel tiefere Störungen der Persönlichkeitsentwicklung (in gewissem Sinne der Menschwerdung), der emotionalen Entwicklung also, bedingt sind. Mit dem Akzeptieren dieser Tatsache, die wohl kaum je bestritten wird, sollte man aber auch die Aufgabe der Mitarbeiter in Heimen dahingehend neu überprüfen. Ist es beispielsweise für emotional schwer gestörte Kinder so wichtig, dass der Heimleiter mit Familie das «gute Elternvorbild» vorleben muss? Und werden Heimleiterpaare nicht gar oft in eben dieser (sehr oft unerfüllbaren) Aufgabe masslos überfordert, ganz speziell auch dann, wenn sie von der Richtigkeit dieser Forderung selbst voll überzeugt sind? Bedenkt man, dass bei schwer gestörten Kindern und Jugendlichen die Störung fast immer ihren Grund in der Beziehung zu den Eltern hat, darf man wohl kaum erwarten,

dass sie in kurzer Zeit (das heisst auch in 2 bis 4 Jahren) fähig sind, zu Ersatzeltern (zu denen emotionale Beziehungen ohnehin anders sein müssen) gute und tragfähige Beziehungen aufzubauen (vgl. Bettelheim 1970, S. 26 ff.). Da die Beziehung eines Kindes zu den Eltern als die wohl schwierigste zwischenmenschliche Beziehung gesehen werden muss, sollte man bei der «Heilung» eines beziehungsgestörten Kindes wohl eher damit beginnen, dass man ihm möglichst einfache Beziehungen anbietet. Auch wenn dies auf den ersten Blick absurd scheinen mag, sollten wir schliesslich zugestehen können, dass einem beziehungsgestörten Menschen anfänglich eher mehrere weniger tiefgehende Kontakte und Erfahrungen mit verschiedenen Menschen angeboten werden sollten, welche für ihn möglichst positiven Charakter haben sollen. Die tiefere Beziehung zu einem Menschen braucht lange Zeit, muss so reifen, dass beide Partner dabei befriedigt sind. Erwartet man von einem beziehungsgestörten Menschen, dass er sofort bereit sein soll, eine Beziehung einzugehen wie eine zu Eltern «übliche», kann er dies nicht, weil er emotional dazu gar nicht fähig ist, und er holt sich daraus höchstens zusätzliche Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle. Vorerst muss ein solcher Mensch sicher werden, dass er «das Spiel der Beziehungen» zu spielen fähig ist — und diese Spielregeln zu erlernen, neu zu erlernen nach vielen enttäuschenden Erfahrungen, braucht viel, sehr viel Zeit!

Wenn uns der obige Gedankengang hat einleuchten können, müssen wir uns fragen, wo in einem solchen Heim (mit ausdrücklich emotional schwer gestörten Menschen) eine Heimleiterfamilie steht. Kann sie die «Eltern- und Familienrolle» im herkömmlichen Sinne überhaupt noch sinnvoll spielen? Ist sie nicht gesamthaft schon dadurch überfordert, dass sie nur wenig Möglichkeiten hat, mehr oder weniger ausgereifte zwischenmenschliche Beziehungen innerhalb des Heimes pflegen zu können? Können sich deren Kinder in der für sie so speziellen Umweltsituation gesund entwickeln? Es würde den Rahmen dieses Beitrages sprengen, wollte man all diese Fragen eingehender beantworten. Dazu sei lediglich festgestellt, dass eine Heimleiter-Familie in einem solcherart strukturierten Heim nicht mehr so integriert werden kann, wie dies vor noch nicht allzu langer Zeit möglich und auch erwünscht war; sie ist hier vielmehr stark isoliert. Zudem kann sich die Situation noch dadurch zuspitzen, dass beide Ehepartner gleichzeitig mit denselben (betrieblichen) Problemen belastet werden: damit wird es immer unmöglicher, dass einer den andern stützen und aufmuntern kann, wenn dies nötig wäre. Sind zudem noch eigene Kinder da, die sich nicht vorstellungsgemäss entwickeln können, kann die Konfliktsituation kaum mehr zu bewältigende Ausmasse annehmen, da die Voraussetzungen zu einer wirksamen familieninternen Psychohygiene nicht mehr gegeben sind. In solchen Fällen wird eine externe Wohnmöglichkeit sowohl für Heimleiter und Familie als aber auch für den betroffenen Heimbetrieb nicht nur die beste, sondern auch die erwünschte Lösung sein. Ein engagierter Leiter wird so seinem Heim bestimmt viel förderlicher sein als wenn er gezwungen ist, intern zu wohnen, und praktisch seine gesamte

Energie zur Aufrechterhaltung seines eigenen seelischen Gleichgewichts einsetzen muss und so nur mehr wenig Kraft erübrigen kann für die Probleme des Heimbetriebes. Wenn sich aber der Leiter eines Heimes nicht mehr persönlich an seiner eigentlichen Arbeit engagieren kann, wird auf die Dauer gesehen die Heim-Atmosphäre entpersönlicht werden. Wollen wir das?

Möglicherweise haben wir mit der «verminderten Platznachfrage» im Sektor der Kinder- und Jugendlichenheime eine Art Antwort auf eine gewisse Entpersönlichung der Heimatmosphäre. Die Platzbelegung scheint mir weniger eine Funktion des vielzitierten «Pillenkicks» als vielmehr der Qualität der angebotenen Heimplätze zu sein. Beachten wir beispielsweise die ständige Zunahme der Nachfrage nach Drogenplätzen, müssten wir uns auch fragen, ob sowohl einzelnen als auch der Gesellschaft nicht besser gedient wäre, wenn wir das Drogenproblem an den Wurzeln des Übels anpacken könnten: Das Problem beginnt nicht erst, wenn ein Mensch bereits zu fixen begonnen hat, sondern viel früher, oft schon im Kleinkindalter, werden entsprechende Dispositionen durch Umwelteinflüsse immer mehr verhärtet. Hier sollte man vermehrt versuchen, Einfluss zu nehmen . . . eine mögliche neue Aufgabe des Heimwesens.

Diese Idee führt uns zu einer weiteren Frage: Wie hoch sollen die Kosten für derartige Betriebe werden? Und gerade dazu gestatte ich mir eine weitere, vielleicht ketzerische Frage: Ist es richtig, sämtliche Kosten dem Staat überbürden zu wollen? Es ist oft so einfach, die Staatskuh zu melken! Wäre nicht heute — bei allem Positiven, das das vermehrte Engagement des Staates dem Heimwesen gebracht hat! — der Zeitpunkt da, zu dem man sich über diesen Aspekt etwas mehr Klarheit verschaffen sollte? Es ist doch auch verständlich, wenn der Staat in bezug auf die Finanzierung der Heime etwas kopfscheu geworden ist — zumindest dort, wo die erwarteten Resultate ausbleiben! Der Staat tendiert dazu, Neuerungen im Heimwesen eher skeptisch, wenn nicht gar ablehnend gegenüberzustehen — begreiflicherweise nach einem eher bösen Erwachen nach einer Periode voll guten Willens und zum Teil grosser Opferbereitschaft! Wollen wir nicht wieder etwas mehr Verantwortung selber tragen? Wollen wir nicht wieder einmal versuchen, mehr aus privater Initiative und mit privatem Engagement (wenn auch vielleicht mit

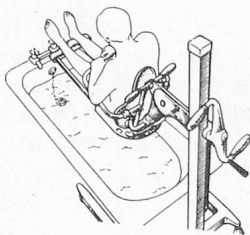
etwas mehr Kraftaufwand) unsere Arbeit zu leisten, statt einfach bequem alles dem lieben Vater Staat überwälzen zu wollen? Wir manövrieren uns auf diese Weise nämlich auch in eine grosse Abhängigkeit hinein, die für das Heimwesen insgesamt nicht nur von Gutem sein kann; grössere Abhängigkeit vom Staat bringt mitunter auch grosse Nachteile:

- Tendenz, alle Heime über den gleichen Leist zu schlagen;
- Tendenz, Aufgabenbereiche zu kategorisieren und damit individuelle (und gerade deswegen oft dringend notwendige) Leistungsbereiche zu beschneiden bzw. teilweise oft verunmöglichen;
- massive Einschränkung der Möglichkeit, Neuerungen und Verbesserungen spontan durchzuführen;
- Ausschaltung einer «gesunden Konkurrenz»;
- gleiche Personen bestimmen (gezwungenermassen) aus immer denselben Ueberlegungen heraus über Grundsatzfragen im Heimwesen;
- Nivellierungen der Löhne nach (in bezug auf spezielle Heimsituationen fragwürdigen) Funktionsschemata, die oft der Realität nicht entsprechen;
- Tendenz, Gepflogenheiten aus Wirtschafts- und Staatsbetrieben zu wenig reflektiert auf Heime zu übertragen und anzuwenden.

Dies sind auch einige «Gründe dafür, das Personal von Heimen, Heimleitungen eingeschlossen, nicht im Beamtenverhältnis, sondern privatrechtlich anzustellen» (Heinrich Sattler, Nichtwiederwahl ohne Angabe von Gründen, in VSA-Fachblatt 1/1978, S. 15).

Weiterführende Fachliteratur

- BETTELHEIM BRUNO: Liebe allein genügt nicht, Stuttgart 1970. Kinder der Zukunft, Wien—München—Zürich 1971. Der Weg aus dem Labyrinth, Stuttgart 1975. Die Rehabilitation emotional gestörter Kinder, in Neue Sammlung 15/1975, S. 2—14. Die Geburt des Selbst, München 1977.
- BAEUERLE/MARKMANN: Reform der Heimerziehung, Weinheim und Basel 1974.
- ECKENSBERGER E.: Sozialisationsbedingungen der öffentlichen Erziehung, Frankfurt/M. 1973.
- MUSS BARBARA: Gestörte Sozialisation, München 1973.
- WILFERT OTTO: Beiträge zur Theorie der Heimerziehung, Darmstadt und Berlin 1969.
- WYSS PETER, Grundprobleme der Anstaltserziehung, Bern und Stuttgart 1971.



MULTILIFT-Patienten-Transportsystem

Einfach, schnell und leicht bedienbar.
Grösste Sicherheit für den Patienten – sitzend oder liegend.
Vielzahl von Einsatzmöglichkeiten mit MULTILIFT.

Zum Beispiel: **Patienten baden**

Verlangen Sie unverbindlich die ausführliche MULTILIFT-Dokumentation, die Ihnen über die vielen weiteren Einsatzmöglichkeiten Auskunft gibt.



SKAN AG Postfach, CH-4009 Basel Telefon 061 38 89 86

SKAN